Beethoven und die Schweiz [Fortsetzung]

Autor(en): **Fallet, Ed. M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sinfonia : offizielles Organ des Eidgenössischen Orchesterverband = organe officiel de la Société fédérale des orchestres**

Band (Jahr): **3 (1942)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-955961

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Beethoven und die Schweiz

Von Ed. M. Fallet.

(Fortsetzung / Suite.)

Die »Siegessymphonie«, wie man die Siebente auch nennt, erfreute sich rasch einer großen Popularität. In den ersten vier Aufführungen im Winter 1813/14 wurde z. B. das Allegretto, dessen starker Eindruck auf Spohr bekannt ist, da capo verlangt. Das Werk ist tatsächlich von sieghaftem Geist erfüllt, der stets in kraftvollen und fließenden Rhythmen vorwärtsdrängt. Daß sie dem Grafen von Fries gewidmet wurde, dessen gastfreundliches Haus den Diplomaten ganz Europas während des Wiener Kongresses offen stand, ist kein Zufall.

Als Moritz von Fries im Jahre 1801 aus der Hand seiner Vormünder sein Vermögen in eigene Verwaltung übernahm, war er einer der reichsten, wenn nicht der reichste Mann in Oesterreich. Seine allzu große Freigebigkeit sollte ihm aber ähnlich wie dem Fürsten Lobkowitz, der sein ganzes Vermögen auf unglaubliche Art und Weise für seine musikalischen Liebhabereien verschleudert hatte, zum Verhängnis werden. Das wunderbare Lausanner Landgut »La Chablière«, das er im Jahre 1807 von seiner Mutter erbte, mußte er 1816 an den englischen Gesandten in der Schweiz, Sir Stratford Canning, vermieten, dessen Bekanntschaft er am Wiener Kongreß gemacht hatte. Nachdem er bereits mehrere seiner österreichischen Güter liquidiert hatte, mußte er am 24. August 1825 auch die »Chablière« verkaufen.

Der Zusammenbruch des Bankhauses Fries & Co. gegen Ende April 1826 fand in ganz Europa einen gewaltigen Widerhall. Die Herren Fries & Co. besorgten stets Beethovens Geldgeschäfte mit den ausländischen Verlegern (Birchall in London, Schott & Söhne in Mainz usw.). Im Januar 1826 ließ der Fürst Galitzin aus Petersburg Beethoven 75 Dukaten durch die Bank Fries & Co. zugehen. Doch schon am 20. Mai 1826 schrieb Beethoven an Schott & Söhne in Mainz: »Da Sie von dem Unglück, welches das Friessche Haus betroffen hat, ohne Zweifel wissen, so wäre es mir am liebsten, wenn Sie die Wechsel an Arnstein & Eskeles anweisen wollten.«

Graf Moritz von Fries, der im Februar 1824 noch jene berühmte Bittschrift der Wiener Musikfreunde an Beethoven mit unterzeichnet hatte, starb am 26. Dezember 1826 in Paris. Der von ihm heraufbeschworene Zusammenbruch des Bankhauses hatte gar schmerzlich an seinem Gemüte genagt. Er war verlassen von seinen ehemaligen Freunden, gebrochen an Leib und Seele. Dreizehn Jahre früher hatte Beethoven zu seines Gönners Lobkowitz Bankerott dem Erzherzog Rudolf geschrieben: »Es ist zu bedauern, aber so reich zu sein, ist wohl kein Glück!« Ueber seines Freundes Fries Unglück mag der stoische Meister ähnlich gedacht haben.

Marie Bigot, die geniale Beethoven-Spielerin

Marie Bigot de Morogues, geb. Kuéné (auch Kiéné) war eine der besten zeitgenössischen Beethoven-Interpretinnen. Sie ward am 3. März 1786 zu Kolmar geboren. Ihr Vater, Joseph Kuéné aus Ruffach (Elsaß), war ein äußerst tüchtiger Musiker. Ihre Mutter, Catherine Leyer, stammte aus Kolmar.

J. F. Reichardt, der Marie Bigot im Winter 1808/09 in Wien mehrmals besuchte, schreibt von ihr: »Sie ist eine Neufchatelerin und erst vor einigen Jahren hier verheiratet, spricht aber schon so gut Deutsch, daß man die Ausländerin nur selten bemerkt.« Nachforschungen an Ort und Stelle haben ergeben, daß Marie Bigot tatsächlich in Neuchâtel aufgewachsen ist, wo sich ihre Eltern ums Jahr 1790 herum niedergelassen hatten. Ihre Schwester Rose Caroline kam am 9. Juni 1792 in Neuchâtel zur Welt und wurde dort am 20. desselben Monats getauft. Ihr Vater wird im Taufregister als «musicien» bezeichnet. Er wurde als Berufsmusiker (Violinist) zu den Konzerten der neuenburgischen «Société du Concert», einem aus der besten Gesellschaft sich rekrutierenden Dilettantenorchester, zugezogen und scheint überhaupt ein sehr geschätzter Musiklehrer gewesen zu sein (vgl. Ed. M. Fallet, La vie musicale au pays de Neuchâtel, du XIIIe à la fin du XVIIIe siècle, Strasbourg, 1936).

Marie Kuéné verheiratete sich am 9. Juli 1804 in Neuchâtel mit dem damals 36jährigen Paul Bigot de Morogues, offenbar einem in Berlin geborenen und aufgewachsenen Franzosen (J. F. Reichardt nennt ihn einen »braven und gebildeten Berliner«). Das junge Ehepaar reiste noch im Sommer 1804 nach Wien, wo Paul Bigot beim Grafen Rasumowsky, dem russischen Gesandten am kaiserlichen Hofe und glühenden Beethoven-Verehrer, eine Bibliothekarstelle antrat, während Marie Bigot des Grafen Pianistin wurde.

Die häuslichen Tugenden und das künstlerische Talent der jungen Beethoven-Spielerin beschreibt J. F. Reichardt in einem Briefe vom 31. Dezember 1808 wie folgt:

»Den Grafen Rasumowsky verfehlte ich, allein Madame Bigot, deren Gemahl in den weitläufigen Gebäuden des Grafen, wie alle an ihn attachirte Künstler und Gelehrte, als dessen Bibliothekar eine anständige Wohnung hat, fand ich von zwei allerliebsten Kindern umgeben, denen sie eine sorgfältige und zärtliche Mutter zu sein scheint, als sie eine eben solche Hausfrau sein soll. Dabei nun ein so großes Talent in so hohem Maße auszubilden, als sie das Fortepianospiel ausgebildet hat, und mehrere angenehme an ihr gerühmte weibliche Talente zu besitzen, ist wahrlich kein kleines Verdienst. Sie hatte die Güte, mir einige treffliche Haydnsche und Mozartsche Sonaten mit vieler Zartheit und wahrer Vollendung in der Ausübung hören zu lassen, und verspricht mir für die nächste Zeit einen ganzen musi-

kalischen Abend in ihrer schönen hellen Wohnung. Dann soll ich auf ihrem Fortepiano die größern Werke ihres Lehrers Beethoven von ihr hören.«

Marie Bigot war während ihres fünfjährigen Aufenthalts in Wien eine der begeistertsten und zugleich vollendetsten Spielerinnen von Beethovens Klavierkompositionen geworden. Sie weilte beim Grafen Rasumowsky gerade in jenen Jahren, in welchen Beethoven ganz besonders die Gunst dieses Verehrers genoß, und so kamen der große Meister und Frau Bigot sehr häufig zusammen. Es entspannen sich daraus warme freundschaftliche Beziehungen. Die sehr hübsche Marie Bigot war zweifellos eine Flamme Beethovens. Ein Brief an die Ehegatten Bigot führt sogar zur Vermutung, als wäre seine Zuneigung zu der jungen Frau eine Zeitlang ein wenig zu lebhaft gewesen, was den Ausspruch seines Freundes Dr. Wegeler verständlich macht, der sagte: »Beethoven war nie ohne eine Liebe und meistens in hohem Grade von ihr ergriffen.«

Marie Bigot hat in unzähligen Hauskonzerten und öffentlichen musikalischen Anlässen die Klavierwerke Beethovens gespielt, der wirklich ihr Heiliger zu sein schien. J. F. Reichardt rühmt die fest gegründete Virtuosität der genialen Pianistin. Ihr Vortrag sei überall — auch bei den größten Schwierigkeiten — vollkommen deutlich und rein gewesen. Besonders in der linken Hand habe sie eine seltene große Fertigkeit und Sicherheit gezeigt.

Ihr großes Talent bewies Madame Bigot 1806, als sie die Appassionata nach dem Manuskript entzifferte. Beethoven kehrte von einer Reise zurück, auf welcher er von einem stürmenden Platzregen überrascht worden war. In der durchnäßten Reisetasche befand sich die f-moll-Sonate. Paul Bigot schreibt dazu weiter: »Nach seiner Ankunft in Wien besuchte er uns und zeigte lachend sein noch ganz nasses Werk meiner Frau, welche sich dasselbe näher betrachtete. Durch den überraschenden Anfang bewogen setzte sie sich ans Klavier und begann die Sonate zu spielen. Beethoven hatte das nicht erwartet und war erstaunt zu sehen, wie Madame Bigot keinen Moment sich durch die vielen Rasuren und Aenderungen, die er gemacht hatte, aufhalten ließ. Es war das Original, welches er im Begriffe war, zu seinem Verleger zu bringen, um es stechen zu lassen. Als Madame Bigot es gespielt hatte und ihn bat, ihr damit ein Geschenk zu machen, gab er seine Zustimmung und brachte es ihr treulich zurück, nachdem es gestochen war.«

(Fortsetzung folgt.)

Nur erst, wenn dir die Form ganz klar ist, wird dir der Geist klar werden. (Robert Schumann.)